

Nr. 139. Bromberg, den 29. Juli 1926.

Die Hosen des Herrn von Bredow

Roman von **Willibald Alexis.**

(9. Fortsetzung.)

Der Ritter blickte die Vettern an: „Sind die schon mal ausgeritten?“

Beide senkten die Köpfe.

Der Gast war ans Fenster getreten und hatte hinausgeschaut: „'s ist wie Maienluft.“

Peter Melchior hauchte in die Hand: „Gen Brandenburg? Ich weiß den Weg.“

Lindenberg hatte sich wieder in den Lehnsessel geworfen: „'s ist nicht meine Art, das hab' ich schon gesagt; aber weiß der Geier, es prickelt mir in den Fingern und saust in den Ohren.“

„Man muß sich solche Gelegenheit nicht entgehen lassen, und Ihr bedürft einer Erholung, Herr von Lindenberg“, fiel der andere ein. „Ist ja der Lumpenkerl noch nicht mal bestraft von wegen all dem Tand. Ich erzählte Euch doch! Und Hans Jochem hat er um ein Paar Hosen geschnellt, und wer weiß, was noch dabei war. Unser Hans Jürgen, eine Schande war's, der mußte ihm die Pferde zäumen und die Ballen aufladen helfen. Pfui, eines Bredow Sohn! Weiß auch gar nicht, was der Frau Brigitte einfiel.“

Wilkin von Lindenberg war rasch aufgestanden und schüttelte sich wie einer in seiner Stahlrüstung: „Na! 's ist ein Fastelabend.“

„Ohne Lichter! Der Mond geht nach Mitternacht unter. Könnten ohne Kappen reiten; keine Katze erkennt uns in dem Duster. Aber wenn man 'nen guten Einfall beäugelt, springt er fort wie ein Floh, den man zu lange zwischen den Fingern hielt.“

„Begleiten uns die jungen Herren?“ fragte der Ritter.

„Das versteht sich! Frau Brigitte würde sie schön ansehen, so sie Anstand nähmen. Stehen ihre Rosse schon gesattelt, daß sie Euch das Geleit geben:

„Weil's im Wald duster ist.“

Der Herr von Lindenberg schien indes die Antwort des Junkers von Krauchwitz nicht für voll zu rechnen noch ihn als Vormund für die jungen Leute gelten zu lassen. Er näherte sich ihnen mit halb hingehaltener Hand. Mit einem Sprung schlug Hans Jochem ein. Seine Augen funkelten. „Und Ihr?“

Hans Jürgen hatte auch schon die Hand gehoben, aber unwillkürlich blieb sie zurück, seine Augen schlugen nieder, als sie den forschenden Blicken des vornehmen Gastes begegneten, und unwillkürlich entfuhr ihm der Name seiner Base Brigitte. Das laute Auflachen des Junkers Peter Melchior hätte ihn weniger erschreckt als der spöttische Zug um des Ritters Lippen.

„Base Brigitte darf's freilich nicht wissen,“ lachte Peter Melchior fort.

„Noch jemand sonst, weder jetzt noch künftig,“ sprach der Ritter mit strengem Tone. „Aber das sind fromme und gute Bedenken des jungen Mannes. Unsere Wirtin sieht den Spaß wohl anders an als wir. Wer nicht Vater und Mutter hat, handelt klug und gut, wenn er den Willen seiner Pflegeeltern bei allen Schritten seines Lebens zu Rate zieht. Das geht nun hier nicht an, also, mein Herr von Bredow, entbehren wir diesmal das Vergnügen —“

„Blitz und Hagel,“ fiel Peter Melchior ein, „will er ein Duckmäuser bleiben! Solche Gelegenheit sich entwischen zu lassen!“

„Meine Muhme bestimmte ihn vielleicht fürs Kloster oder zum Schreiberdienst in den Kanzleien. Darum bitt' ich mir's aus, scheltet den jungen Mann nicht. Eines schickt sich nicht für alle.“

Wie sich da die beiden Vettern ansahen! Hans Jochem prustete auf, Hans Jürgen traten die Tränen in die Augen; und als er sie fühlte, ward er glührot. Es zitterte ihm in der Brust, daß er zuerst kein Wort vorbringen konnte. Dann brach's heraus: „Ein Mönch werd' ich nicht, und ein Schreiber auch nicht. Herr von Lindenberg, und wenn's kosten soll, ich weiß nicht was, wenn Ihr's für recht haltet und wenn Ihr mich wert haltet, ich bin meines Vaters Sohn. Nehmt mich doch mit, ich bitt' Euch, daß ich's zeigen kann.“

„So hatt' ich's erwartet.“ Der vornehme Ritter nahm den Arm des jungen Menschen und klopfte ihm die Hand auf seiner Brust. Er sprach etwas leiser mit Peter Melchior, der sich darauf mit Hans Jochem entfernte. Beide waren nun allein.

„Lieber von Bredow, es freut mich, daß ich meines alten Freundes Sohn als einen so wackeren jungen Mann wiederfinde. Meint Ihr, daß ich im Ernst glaubte, Ihr wolltet Mönch werden oder Schreiber? Nehmt mir's nicht übel, daß ich Euch prüfte, so wenig ich es Euch verarge, daß Ihr vorerst Bedenken trugt. Das zeigt, daß Ihr über eine Sache nachdenkt, und das ist gut. Ihr seid noch jung, und in diesem Sumpfnest konntet Ihr nicht lernen, was in der Welt not tut. Eure Base Brigitte ist ein wacker Weib, eine gute Hausfrau, Gott erhalte sie lange meinem Vetter Götz; aber junge Edelleute zu erziehen, taugt sie nicht. Laßt mich dafür sorgen, wenn ich Euer erstes gutes Stück gesehen.“

Hans Jürgens Brust atmete auf.

„Nachdenken, ehe man's unternimmt, ist gut, wie ich sagte. Doch wenn Eltern für Euch denken, mögt Ihr Euch die Mühe sparen. Hans Jürgen hielt es vielleicht für nicht ganz recht. Mein lieber junger Freund, wenn alles recht in der Welt herginge, dann sähe es anders aus. Man hätte nicht gewagt, Euch zu befehlen, mein Pferd in den Stall zu führen, Ihr säßet zu Selbelang auf Eurem eigenen. So ist's nun nicht in der Welt; es hat sich alles verrückt, und der einzelne tut genug, wenn er, was an ihm ist, die Sachen wieder in die Richte schiebt. Was sind jene Krämer, die jetzt so viel Geschrei machen über Gewalttätigkeiten und Unrecht? Betrüger! Auf unseren Straßen ziehen sie, über unsere Brücken fahren sie, ihre Pferde grasen in unseren Wäldern, und wir sollen sie nicht zur Rede darüber stellen, ihnen keinen Zoll, kein Geleitgeld abfordern, was unsere Väter taten. Geben sie uns Geschenke dafür, danken sie uns nur? Nein, sie ziehen dem Bauern, dem Edelmann das Fell vom Leibe, und man muß sie mit Samthandschuhen anfassen, sonst machen sie Lärm. Das kann so nicht dauern. Alle Kreatur krümmt sich und wehret sich; nur der Edelmann soll stillschweigen und alles dulden. Der Bürger schließt sich in seine Mauern und läßt nur die Marktleute ein, die ihm gefallen und Abgaben zahlen. Der Fürst läßt sich steuern, Zins und Schoß, immer mehr, immer mehr. Der Pfaff nimmt den Decem, Opfer, Beichtschilling, und ist's ihm genug! Uns nur soll alles genügen. Das geht nicht an. Im übrigen, das ist heute nur ein Spaß. Wenn wir den Lumpenkerl nicht ein bißchen schütteln, tut's ein anderer, und ärger. Dem Galgen entgeht er doch nicht; er hat bei dem Schacher selbst Seine Kurfürstlichen Gnaden übers Ohr gehauen, und nach Berlin wagt er sich gar nicht mehr. Das war eitel Gerede von ihm, wie man's auch deutlich sieht, daß er sich von der großen

Heerstraße mit seinem Raube durch die Wälder schlängelt. Wer ein gutes Gewissen hat —“

Draußen wird es lebendig. Die Rosse wurden aus dem Stall gezogen.

„Unterwegs plaudern wir weiter, Herr von Bredow. Seht, da geht der Pfaff über die Galerie in seine Schlafkammer. Der braucht heute nicht gewiegt zu werden. Lacht sich ins Fäustchen, wie er uns barbiert hat. Ihr denkt doch nicht, daß er sich daraus ein Gewissen macht? Vor seinen Heiligen, wenn er kniet, hat er hundert Gründe, warum er's tat. Mein Lieber, so tun's die Menschen alle. Jeder wird barbiert, und barbiert die andern wieder. Der nur ist ein Tor, der nur hat unrecht, der es geschehen läßt und sich nicht hilft. — Übermorgen, Lieber, müßt Ihr mir den Gefallen tun und mich in Berlin besuchen. Mit Eurer Base laßt mich's abmachen. Ich will Euch dem Kurfürsten vorstellen. Er denkt eine Ritterakademie zu gründen, wo wackere junge Adlige in adliger Zucht und Sitte erzogen werden sollen.“

„Ich!“ rief Hans Jürgen.

„Aber erst ein kleines Probestück.“ Der Ritter klopfte ihm auf die Schultern.

VIII.

Eine schlimme Entdeckung.

Es ist was los! murmelte einer dem andern zu und machte dabei eine pfiffige Miene. Die stille Geschäftigkeit, das Gewirr und Durcheinanderlaufen und Flüstern sprach laut in die Stille hinaus: es ist etwas los. Treppauf, treppab ging es ohne Gepolter, Rosse wurden gezäumt und gesattelt, und die Knechte fluchten nicht und rissen nicht Witze; aus der Rüstkammer trugen mit verhaltenem Atem die Junker Pickelhauben, kurze Spieße, Büffelwämser und was zu einem Ausreiten gehört. Der von Lindenberg warf sich das Panzerhemd des alten Bredow um, und Hans Jürgen gürtete ihn. Hans Jochem reichte ihm die Stahlhandschuhe, die dem edlen Herrn ein weniges zu groß waren, aber er sagte: „Es schadet nichts.“ Den Helm mit dem Sturz wollte er nicht. „Die Nacht ist das beste Visier!“ Und er stülpte eine Sturmhaube auf von Büffelleder, mit breiten Klappen und Blechbeschlägen.

Langsam hörte man die Zugbrücke knarren und das Fallgitter aufziehen. Und alle sagten: „Es ist was los!“ Aber Kaspar sagte: „Nun geht's los!“ als die Fräulein an ihm vorüberhuschten, nicht wie ihre Art, vorsichtig, und dem Graubart zuwinkend. „Lauft nur,“ rief er nach, „das Donnerwetter kommt euch doch nach, wenn die Mutter es nicht bald findet. Das kommt davon, wenn die Leute klüger sein und alles besser machen wollen. Mein Herr Götz weiß auch, wo Bartel Most holt, wenn er den Wein ausgeschlafen hat, und wer dem Bären den Pelz waschen will, der seh' sich vor, daß er nicht selbst gewaschen wird.“

Gegenüber der Erkerstube, wo der Ritter lag, war ein kleines Kämmerlein, das Schilfdach lief schräg darüber hin. Der Sturm hatte vorhin daraufgeschlagen, daß die Sparren knackten, jetzt schlug es darinnen auch, aber der Sturm war in einer jungen Brust. Hans Jürgens Herz pochte, daß der alte Kaspar draußen es hätte hören können. Wohl hätte er sich beschauen mögen, als er nun fertig war, wie er aussah, aber in der Kammer war kein Spiegel und kein Licht. Nur die Sterne aus dem schiefen Fenster blitzten auf den verrosteten Harnisch. Er lehnte den Kopf hinaus und schlürfte die laue Nachtluft ein. Da kamen unversehens seine Finger unterm Brett zusammen, als wenn er sie falten wollte. Er erschrak fast: „Nein, beten, das schickt sich nicht, jetzt nicht. Nachher!“

Da er sich umwandte, stieß er mit dem Kopf an das Schilfdach: „Das soll auch nicht mehr lange sein! Nachher —“ Er schwieg und tappte durch die dunkle Kammer nach der Tür. Draußen war es licht an der Lampe, die der alte Kaspar immer ansteckte, wenn sein Herr erwachen sollte.

Der schaute den Gerüsteten verwundert an, und seine Mienen gingen in ein Lächeln über. Eine Sturmhaube trug Hans Jürgen auf dem Kopf mit einem breiten Rand, und die beiden Flügel eines Habichts waren in den Kamm gesteckt. Der Harnisch war über einen verblichenen Wappenrock von blauer Farbe geschnallt, in dessen gesteppten Faltenwurf die Motten lange genistet zu haben schienen, und dazu klirrte ein schwerer Degen an seiner Seite.

„Na nu!“ rief er ihn an. „Gegen wen ziehst du aus?“ Hans Jürgen machte ein wichtig Gesicht: „Geb' dem Gast das Geleit.“

„Glaubte wenigstens, du zögst gegen den Großtürken. Nun will ich dir was sagen, Hans Jürgen. Wenn du gegen den Türken ziehst, dann magst du den Degen klappern lassen, aber wenn du bei Nacht ausreitest, trag' ihn fein unterm Arm. Noch etwas,“ rief er ihm nach, „wenn's verkehrt geht, wundere dich nicht, du hast die Sturmhaube verkehrt aufgesetzt. Und wenn dein Vater seliger ausritt, ich meine, wie du jetzt, dann zog er nicht seinen Wappenrock an, wie du jetzt, sondern hing den schlechtesten Kittel um. Sieh dich nur da im Schild an der Wand.“

Ein erster Blick, den Hans Jürgen auf das Schild tat, zeigte ihm, daß der alte Knappe recht hatte. Er stülpte die Sturmhaube um und nahm den Degen unter den Arm. Aber des Vaters Rock, den konnte er doch nicht mehr ausziehen.

„Ei, die Nacht ist duster, Hans Jürgen,“ lächelte der Alte, „und die Farbe ist ausgeblichen. Auch ist's lang her, daß der Rock geleuchtet auf der Straße, da kennt ihn wohl keiner mehr. Nun noch 'nen guten Rat auf den Weg: Laß dich nicht bangen, sie tun keinen hangen, den sie nicht fangen. Sprich nicht, wo du schlagen kannst, aber wo ein anderer zuschlägt, brauchst du nicht nachzuschlagen. Trau mehr auf dein Gesicht, als wenn ein anderer spricht. Beim Teilen, da mußt du eilen. In der Not ist ein schnell Pferd besser als ein guter Freund; und gute Freunde in der Heide bringen draußen manchem viel Leide. Viele Hunde sind des Hasen Tod, aber wenn du des Nachts ausreitest, hüte dich vorm Morgenrot.“ Hans Jürgen war längst die Treppe hinunter, als der Alte noch in seinem guten Rat fortfuhr. Aber er sah ihm freundlich nach: „Wird schon was aus ihm werden. Ein gutes Pferd muß scharf zugeritten werden. Aber ohne solchen kleinen Spaß versauerte er ja.“

Es war etwas los, das alle wußten, und keiner sprach es aus; nur eine wußte es nicht. Bisweilen geht es in den Häusern zu wie in den Schlössern der Könige. Was alle wissen und sich zuflüstern und darüber lachen und sich freuen, weiß der Herr nicht, den es doch zunächst angeht, aber niemand wagt es, ihm zu sagen, weil sie ein böses Gesicht fürchten. Die Burgfrau, die sonst alles sah und hörte, ja ihr entging nicht der stille Gedanke, der sich im Gesicht verriet, heute sah sie nicht die emsige Geschäftigkeit, sie hörte nicht das Geflüster, und wenn sie sah und hörte, übersah sie's und überhörte es, denn ihre Gedanken waren anderswo.

Durch die Böden und Kammern war sie mit dem Schlüsselbund treppauf, treppab, rechts und links, und hatte das eine noch nicht gefunden, was sie suchte. Und dreimal schon war sie wieder an dem Knecht Kaspar vorbeigestreift, und dreimal hatte er ihr zugerufen: „Gestrenge Frau, nun ist's bald Zeit.“ War's die schwüle Luft, hatten die Unholde es ihr angetan? Sie fragte niemanden, sie hätte sich ja selbst angeklagt, daß sie etwas vergessen, und gesehen hatte sie's doch, Stück für Stück war es durch ihre Hände gegangen, als sie abluden.

Da schlug sie plötzlich die Hände zusammen. Wie ein Blitz leuchtete es vor ihren Augen. Sie war auf der Galerie nach dem Hofe. Die Pferde standen gesattelt, der fremde Herr ließ sich noch einen letzten Trunk reichen. Eine Fackel warf ihr ungewisses Licht auf die Gruppen. „Da steht er ja.“ Hans Jürgen schlug seine in die Hand seiner Muhme, die sie ihm hinhielt. „Ich bringe dir was mit, Evchen.“ Eva lachte, als ob sie's bezweifelte. „So wahr —“ Sie hielt ihm schalkhaft den Mund: „Versprich nichts, Hans, eh' du's halten kannst. Du bist ja noch nicht fort.“ — „Wer soll's mir nun wehren!“ rief er, und seine Augen funkelten. „Der Herr ist mir gut und wird was Besseres aus mir machen, daß keiner sich mein mehr zu schämen braucht.“

„Hans Jürgen!“ rief eine Stimme durchs Dunkel, wie eine Trompete, die zum Gericht schmetterte. Die, welche die Stimme kannten, fuhren zusammen; es war der Ton in dieser Stimme, der ein aufziehendes Ungewitter ansagte. Eva zog ihre Hand zurück und senkte ihre Wimpern. Der, dessen Namen gerufen ward, riß die Augen auf, aber er ließ sie im selben Augenblick wieder sinken.

Es war gewiß ein Spuk der Nacht, oder eine arge Frau mußte die Edelfrau mit Blindheit geschlagen haben, als die Stücke vom Wagen geladen wurden. Der Sturm, der Wirrwarr allein konnte ihre scharfen Sinne nicht so geblendet haben, daß sie etwas sah, was nicht da war. Aber wie stand ihr jetzt alles klar vor Sinnen. Da hingen sie ja noch zwischen den Fichten, vom Wind geschaukelt, Hans Jürgen hatte die Wacht. Sie selbst war nicht mehr hingekommen, sie hatte nicht befohlen, sie abzunehmen. Wer sollte sich's unterstanden haben, es eigenmächtig zu tun?

„Hans Jürgen, wo sind sie?“

„Was, liebe Base?“ sprach der Ritter Lindenberg und erschreckte doch fast, als er die Frau sah, die ihn nicht sah. So aufgebracht, so keuchend und blaß war sie hinuntergestürzt, und stand vor ihrem Kleinvetter wie der Richter vor einem armen Sünder.

„Wo sind sie geblieben, Hans Jürgen?“

Es war, als sollte Hans Jürgen der festgeschnallte Harnisch vom Leibe fallen, seine Arme hingen schlaff herunter, die Pickelhaube sank nach vorn über.

„O weh!“ seufzte Eva Bredow.

„Meines Mannes Elensbüchsen, Hans Jürgen! Bist du taub?“

„Unseres Herrn Elensbüchsen!“ wiederholte es stammelnd aus dem Dunkel des Hofes. Wenn die gestrenge Frau so erschien, fühlte niemand sich gemüßigt, vorzutreten. Der arme Hans Jürgen stand ganz allein, und das Wort erstarb

ihm auf der Lippe. Er stotterte etwas vom Krämer Hedderich, vom Sturm, vom Kurfürsten. Er hätte auch von den Sternen und seinem seligen Vater reden können, er wußte nicht, was er sprach.

„Wie siehst du aus! Ist hier Mummenschanz?“ rief sie, die Fackel ihm fast ins Gesicht haltend. „Zum Aufpassen stellt' ich dich hin, nicht zur Narreteidung.“

Mit einem raschen Griff hatte sie die Habichtsflügel und die Stahlhaube ihm vom Kopf gerissen; sie flogen auf den Boden. Mit einem zweiten löste sie unsanft den Bauchgurt, der den Degen hielt, daß er klirrend zu Boden niederfiel, und zum dritten hatte sie ihn am Arme aus dem Kreis gerissen.

„Den Harnisch soll da drinnen der Ruprecht lösen und den Rock ausziehen. Will ihn dir verschließen; deines Vaters Erbstück ist zu gut zur Fastnachtsjacke.“

„Verzeiht nur, gnädiger Herr,“ wandte sie sich zu dem Ritter, „daß der ungeschickte Bub' Euch Ungelegenheiten macht. Nichts als Mucken und Nucken im Kopf, wenn man ihm nicht allzeit auf die Finger sieht.“

„Frau Base,“ sagte der Ritter, „er sollte mir das Geleit geben, wie Ihr bestimmt.“

„Doch nicht als Mummelack! Erst Birkenreiser und dann Ritterdegen. Der Hahn soll nicht über den Zaun fliegen. Die Leute lachten ja meinem Vetter von Lindenberg, einem kurfürstlichen Rat, nach, wenn er mit 'ner Vogelscheuche durch die Dörfer trottierte.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Schlacht bei Warschau.

28.—30. Juli 1656.

Die Schlacht bei Warschau, die in diesem Sommer 270 Jahre zurückliegt und eine der bedeutendsten Waffentaten des Großen Kurfürsten und seiner damals erst aufstrebenden brandenburgisch-preußischen Wehrmacht war, ist ein wenig beachtetes geschichtliches Ereignis geblieben.

•

Karl X. Gustav von Schweden begann den sogenannten schwedisch-polnischen Krieg, der von 1655—1660 dauerte, weil Johann Kasimir von Polen, aus der katholischen Linie des Hauses Wasa, ihn nicht anerkennen wollte. Unaufhaltsam drang der Schwedenkönig von Pommern, das damals teilweise zu Schweden gehörte, in Polen ein. Johann Kasimir flüchtete nach Schlesien. Der Große Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg und Herzog von Preußen sah sich genötigt, hieraus die Konsequenzen zu ziehen und im Vertrage zu Königsberg 1656 sein Herzogtum Preußen von Schweden ,wie bisher von Polen, als Lehen zu nehmen. Darauf erhielt er für sein Bündnis mit Schweden das Bistum Ermland, welches wie ein Keil in sein Herzogtum eindrang. Im Vertrage von Labiau sicherte Karl Gustav dem Kurfürsten die lehensfreie Herrschaft (Souveränität) über Ostpreußen und Ermland zu.

Die beiden verbündeten Heere marschierten nun in zwei Heeressäulen in Kongreßpolen ein. Nach der vom Schwedenkönig gemeinsam mit dem Kurfürsten entworfenen Ordre de Bataille sind folgende taktische Einheiten festzustellen: Rechter Flügel: König Karl Gustav. Unter seinem Kommando Prinz Adolf Johann, General Douglas. Avantgarde (Kavallerie) erstes Treffen: Pfalzgraf Wilhelm. Zweites Treffen: Karl Magnus, Markgraf von Baden. Drittes Treffen: General Heinrich Horn. Infanterie: Stärke drei Brigaden, General Bülow. Artillerie: Oberst Gustav Oxenstierna. — Linker Flügel: Kurfürst Friedrich Wilhelm. Unter seinem Kommando General Wrangel. Kavallerie: Verstärkt durch fünf Schwadronen schwedischer Reiter, Graf Georg Friedrich von Waldeck. Unter demselben die Generalmajore Kannenberg, Tott, Boettiger. Infanterie: fünf Brigaden brandenburgische, zwei Brigaden schwedische Truppen, Generalfeldzeugmeister Otto Christoph von Sparr. Unter demselben die Generalmajore Joseph Graf von Waldeck und von Goltz. Die Artillerie befehligte ebenfalls Sparr. Die Stärke der brandenburgisch-schwedischen Armee betrug ca. 25 000 Mann, die der Polen einschließlich Tataren, Hilfsvölker und bewaffneter Bauern ca. 60 000 bis 70 000 Mann.

Der erste Kampftag, 28. Juli.

Sobald die Meldungen der Patrouillen eingetroffen waren, sandte der König den General Wrangel mit 600 Pferden und einer Kompagnie Dragoner voraus. Wrangel besetzte einen Hohlweg am Ausgang des Waldes von Brudno. Mit seiner Hauptmacht entwickelte er sich zur Schlachtordnung im freien Felde und geriet mit den Polen in einen heißen Kampf, der durch das rechtzeitige Eingreifen Karl Gustavs mit vier Schwadronen entschieden wurde. Der Feind wurde in seine Verschanzungen und Laufgräben zurückgetrieben. Unterdessen waren der ganze rechte schwedische Flügel und der Kurfürst mit dem linken in Schlachtordnung getreten. Die Artillerie wurde vorgezogen und es begannen beide Teile eine äußerst heftige Kanonade. Das Feuer dauerte bis in die sinkende Nacht. Erst um 1 Uhr morgens zog man sich in seine Stellungen zurück. Die Heeresaufstellung der Verbündeten befand sich zwischen einem Wald und der Weichsel. Der linke Flügel unter dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm stand dicht am Waldesrand mit zwei Infanteriebrigaden an der Front — der rechte, unter Karl Gustav, stand an der Weichsel und hatte zwölf Eskadrons. Im Zentrum war die Infanterie in Regimentsformation staffelförmig aufgestellt. Von den feindlichen Werken war man etwa „drittehalbtausend Schritt“ entfernt.

Zweiter Kampftag, 29. Juli.

Am Morgen ritten der König, der Kurfürst und eine große Anzahl Generale gegen die feindlichen Linien vor, um aufzuklären. Die Stellung der Polen unter General Anderson, der dem König Johann Kasimir vom deutschen Kaiser „rekommandiert“ worden war, schien sehr günstig für diese. Es war zu befürchten, daß von derselben Seite her, von welcher bei Wrangels Vorrücken am Vortage die Feinde dessen Flanken angegriffen hatten, die gefährlichsten Stöße gegen die schwedisch-brandenburgische Armee drohten. Unter den gefährlichsten Punkten für die Verbündeten befand sich ein von den Polen mit Artillerie besetzter Hügel. Es wurde beschlossen, den Kampf durch den König mit dem rechten Flügel zu beginnen, worauf der Kurfürst mit seinen Truppen den Hügel erstürmen sollte. Der Aufmarsch des Heeres wurde wesentlich durch den Morgennebel begünstigt.

Die Königin von Polen war, wie ihr Gemahl und die ganze Umgebung derselben, so von Siegesgewißheit erfüllt, daß sie mit ihren Hofdamen einen Thron bestieg, welcher sich in der Nähe des Schlachtfeldes befand. Sie nahm an dem Kampf den lebhaftesten Anteil, und als der Nebel zu zerreißen begann und das Feuer von beiden Seiten eröffnet wurde, gab sie selbst Befehl, daß am Weichselufer eine Batterie auffahren sollte, die empfindlich die Stellung des Kurfürsten von Brandenburg beschoß.

Der König Karl Gustav hatte inzwischen seine Truppen vorgehen lassen. Laut Verabredung ging der Kurfürst, von den auf Befehl der Königin postierten Geschützen stark belästigt, gegen den vorerwähnten Hügel vor. (Ein vorzügliches Bild von H. Knackfuß hat diesen geschichtlichen Augenblick sehr wirkungsvoll festgehalten.) Weit oben im Hintergrund auf dem Hügel erblickt man die feindliche Batterie. Der Kurfürst, im federngeschmückten Feldherrnhut, mit dem Marschallstab in der Rechten, hoch zu Roß, feuert zurückschauend seine sturmerprobten Reiter an, ihm zu folgen.) Der Kurfürst besetzte im schnellen Anreiten den Hügel und nahm die Batterie in Besitz. Gegen des Kurfürsten linke Flanke jagte feindliche Kavallerie heran. Fußvolk folgte. Aber Tataren und Hilfsvölker, mitsamt dem polnischen Fußvolk wohl in der Überzahl, konnten diese eiserne kurfürstliche Wehr nicht aufrollen. Und nach dem Grundsatz, daß der Angriff die beste Verteidigung ist, wurde im Verein mit sechs schnell herangezogenen schwedischen Schwadronen dieser polnische Heeresteil in den Sumpf von Bialalenka getrieben. Weitere Angriffe der Tataren und Hilfsvölker, unterstützt von Artillerie aus den Schanzen, wurden energisch abgewiesen. Es galt nunmehr die beiden Flügel der Verbündeten zu vereinigen, um die Schlacht in der Ebene zum Stehen und zur Entscheidung zu bringen. Die tadellose Manneszucht unter den Heeren der Verbündeten verbürgte das Gelingen des Unternehmens nach dem Durchschreiten des Waldes von Bialalenka. Vor allem dieser „hohen Conduite“, meinte später ein hervorragender schwedischer Führer mit Bezug auf den Großen Kurfürsten, sei diese „herrliche Viktoria“ zu danken gewesen.

Unter diesen Umständen mußten die Polen eine Umgruppierung ihrer Front vornehmen. Sie eilten, ihre Artillerie aus den Verschanzungen abzufahren und eine neue Stellung einzunehmen, um einer Umzingelung des Schwedenkönigs zu entgehen. Erneute heftige Angriffe seitens der Polen mit ihren Hilfsvölkern scheiterten und endeten mit dem Verjagen der Tataren. — Inmitten dieses fürchterlichen Kampfes, im heftigen Gewehrfeuer und unter dem Donner der Geschütze war der König von Schweden auf seinem linken Flügel angekommen. Ein plötzlicher Vorstoß der feindlichen Husaren gegen Flanke und Rücken der Schweden rief ein wütendes Handgemenge hervor. Der Kurfürst ließ das Leibregiment vorgehen. Die Offiziere mit gezogenem Degen, in der anderen Faust die geladene Pistole voran. Die Leibgardisten schossen und stürmten mit kolossaler Wucht vorwärts. — Karl Gustav hatte sich, nur vom Rittmeister Trabenfeld begleitet, weit vorgewagt. Er kam in ein Handgemenge mit Tataren und mußte zuerst selbst von

seinem Adjutanten herausgehauen werden und dann denselben auch noch retten.

Aber auch der zweite Schlachttag brachte noch keine Entscheidung. Bei einem kleinen Wäldchen, kaum eine Büchsenschußweite von Praga entfernt, verschanzte sich so gut es ging die Vorhut des verbündeten Heeres; dahinter lag in Dreiecksform die todesmatte Armee selbst.

Der dritte Kampftag, 30. Juli.

Am Morgen des 30. Juli war die Stellung der beiden Heere unverändert. Seitens der Verbündeten war beschlossen worden, die Hauptstellung des Gegners selbst mit allen Kräften anzugreifen. Die Polen hatten sich im Gehölz von Praga verschanzt. Eine benachbarte Anhöhe hatten sie mit Geschützen und Truppen besetzt. Die Litauer befanden sich auf der Hügelreihe, welche vom Gehölz bis zur Anhöhe lief. Zwischen der Weichsel und dem Gehölz waren die tatarischen Truppen mit den Hilfsvölkern aufgestellt. Die Verbündeten hatten den Besitz des Walddefilés aufgegeben und dort die Kavallerie herausgezogen. Des Kurfürsten Aufgabe war zunächst, mit seinem Fußvolk im Zentrum das Wäldchen von Praga anzugreifen. Der König rückte mit dem linken Flügel vor, um einen Ansturm der Tataren abzuwehren. Des Kurfürsten rechter Flügel sollte gegen die Hügelreihe vorgehen, damit der Feind dort festgehalten werde.

Um 7 Uhr morgens, als der Nebel sich teilte, begannen die Bewegungen. Feldzeugmeister Sparr, der berühmte Organisator der brandenburgischen Artillerie, ging mit Musketieren und Geschützen gegen das Gehölz vor. Die übrige Artillerie folgte. Sparr eröffnete sofort das Geschützfeuer und bildete unter diesem Schutz die Sturmtrupps, welche unter Oberst Syberg alles vor sich niederwarfen. Der Feind floh nach der Weichsel. Die entstandene allgemeine Verwirrung nützte der Kurfürst mit schneller Entschlossenheit aus. Er warf sich mit sechs Schwadronen auf die an und auf den Hügeln stehende feindliche Kavallerie und zerstreute sie nach kurzem Kampf vollständig. Während der kurbrandenburgische Generalfeldmarschall Georg Friedrich von Waldeck und der schwedische General Wrangel die Flüchtenden gegen die Sümpfe von Bialalenka trieben, zog er seine Geschütze vor und richtete ein heftiges Feuer gegen die zusammengeballten feindlichen Massen. Die Wirkung dieses Geschützfeuers, das man für damalige Verhältnisse gut ein Trommelfeuer nennen kann, war so furchtbar, daß kurz nach Beginn der Kanonade ein feindlicher Adjutant herübergesprengt kam, der Kurfürst möge das Feuer einstellen und die Infanterie nicht zur Verzweiflung treiben, da sie sich ergeben wolle. Der Kurfürst machte eine große Anzahl von Gefangenen, erbeutete zwölf Geschütze und einen Mörser. Ein wuchtiger Vorstoß des Königs folgte und der Sieg war in den Händen der Verbündeten.

Mit wechselseitigem Geschick wurde der Krieg noch einige Jahre fortgeführt, bis die Friedensglocken von Oliva sein Ende ankündigten.

Das Herzogtum Preußen war frei von polnischer Lehnshoheit. E. W.

Der lebende Leichnam.

Eine leider wahre Geschichte aus Bordeaux.

Man braucht wirklich keine Romane und Geschichten zu erfinden, die Menschen sorgen schon dafür, daß in ihrem Leben sich genügend Stoffe ansammeln, die man verwerten könnte. In Bordeaux sind in einer Kellerei zwei Freunde als Küfer beschäftigt, von denen der eine mit Namen Delville schwer erkrankte und ins Spital geschafft werden mußte. Irgendein Magenleiden hatte ihn niedergeworfen. Was war natürlicher, als daß sein Freund Petitjean ihm am nächsten Sonntag einen Besuch abstattete und, um dem Freunde eine Freude zu bereiten, eine Portion Eßwaren in einem Rucksack mitnahm? Petitjean aber hatte die Angewohnheit, über den Durst zu trinken, und zwar tat er das täglich, besonders aber am Sonntag, und so kam es, daß er nicht mehr ganz nüchtern war, als er das Lazarett erreichte, und so ist es wohl auch verständlich, daß er statt in den 2. Stock, Saal 5, Bett Nummer 7, zu gehen, sich in den 1. Stock, Saal 5, Bett 7, verirrte und an diesem Bette Platz nahm.

Der arme Delville hat sich während seiner Krankheit arg verändert, dachte Petitjean in seinem Dusel, denn der im Bett liegende Kranke, der mit geschlossenen Augen keine Notiz von ihm nahm, sah wirklich dem Freunde Delville gar nicht ähnlich. Petitjean führte das schlechte Aussehen auf mangelhafte Ernährung zurück und packte daher wohlmeinend seine schönen Sachen wie Käse, Wurst und Rotwein aus. Als er alles sorglich auf der Bettdecke ausgebreitet hatte, schlug der Kranke die Augen auf, doch kaum war er der Sachen ansichtig geworden, als er sich, ohne ein Wort zu verlieren, mit wahrem Heißhunger darüber hermachte. Petitjean freute sich sehr, daß er das Rechte getroffen und noch mehr, daß der Freund alles restlos verschlang. Als er aber dann ein Gespräch mit ihm beginnen wollte, drehte der sich um, sagte, er möge ihn in Ruhe lassen, und schlief wieder ein. Macht nichts, dachte er, mit Kranken soll man nicht zanken, die Hauptsache ist, daß es ihm geschmeckt hat. Damit ging er nach Hause.

Nach einer Woche gedachte er seinen Besuch zu wiederholen und marschierte wieder, mit Eßwaren bepackt, zum Krankenhaus. Da er diesmal ausnahmsweise nüchtern war, fiel es ihm nicht schwer, sich zu erinnern, wo er das letztemal gewesen war, im 1. Stock, Saal 5, Bett Nummer 7. Wie erstaunte er jedoch, als er in diesem Bett nicht seinen Freund, sondern einen jungen Mann vorfand. Er fragte den Aufseher, wo denn sein Freund hingekommen sei, den er neulich besucht habe.

Der von Bett 7?

Jawohl.

Der sei vor zwei Tagen gestorben. Das ganze Spital sei in größter Aufregung, denn man wisse nicht, wie das Unglück habe geschehen können. Wenige Stunden nach einer schweren Blinddarmoperation habe er Besuch bekommen, ohne daß jemand das wußte, wenigstens sei kein Besuch angemeldet oder notiert worden. Und doch müsse ihn einer besucht und ihm etwas zu essen gebracht haben, denn der Mann habe sich vollständig überessen und sei trotz aller Bemühungen der Ärzte nicht mehr zu retten gewesen. Morgen früh werde er bestattet.

Tief bekümmert drückte sich Petitjean hinaus. So also hatte der gute arme Delville enden müssen, und dazu noch durch seine Schuld. Er weinte fast und erzählte erschüttert seinen Kollegen von dem tragischen Ende des Kameraden, worauf sie gemeinsam beschlossen, an der Beerdigung teilzunehmen. Und so fanden sich denn sämtliche Küfer und Gehilfen der Kellerei am anderen Morgen im Spital ein, wo sie sich in Gehrock und Zylinder, mit großen Kränzen bewaffnet, dem Trauerzug anschlossen. Erst auf dem Friedhof merkten sie, daß sie sich auf einer falschen Beerdigung befanden, denn der Pfarrer erwähnte den Namen des Toten und der hieß ganz anders als Delville. Inzwischen war der lebende Leichnam als geheilt aus dem Krankenhaus entlassen worden und hatte sich in der Kellerei eingefunden, wo der Chef vor Schreck vom Stuhle fiel, als er den „Verstorbenen" eintreten sah. Nicht minder erstaunt soll Delville gewesen sein, als er erfuhr, daß sich seine Kollegen auf seiner Beerdigung befanden.

Bei dem sogenannten freudigen Wiedersehen kam es aber dann zu erregten Auseinandersetzungen. Die Kollegen nahmen es Delville direkt übel, daß er sie indirekt zu großen Ausgaben veranlaßt habe und nun die Dreistigkeit besitze, nicht tot zu sein, sondern wieder zu erscheinen. Petitjean ärgerte sich, daß er die schönen Eßwaren einem Fremden verabreicht hatte, und war böse mit sich selbst, weil durch ihn das Unglück geschehen war; Delville aber fand häßliche Worte über die Gleichgültigkeit, mit der seine Kameraden einem fremden Leichenzug gefolgt waren, ohne sich zu vergewissern, daß auch eine befreundete Leiche im Sarge liege. So gab ein Wort das andere, und das Ende vom Liede war, daß man Delville wieder ins Krankenhaus schaffen mußte, weil Petitjean ihm ein Loch in den Kopf gehauen hatte. Und wenn der lebende Leichnam nun in der Tat sterben sollte, wird Petitjean seinem Sarg nicht einmal das letzte Geleit geben können, denn er sitzt für ein paar Wochen im Gefängnis. Man braucht wirklich keine Romane mehr zu erfinden, die Menschen schaffen sich ihre Stoffe schon allein.



Bunte Chronik



* **Eine haarige Statistik.** Vor kurzem erschien in einem ausländischen Modeblatt folgende Haarstatistik. Es handelte sich um die Frage, wieviel Haare eine Frau auf dem Kopfe hat. Man kam dabei zu folgenden Zahlen: Eine Blondine zählt 10 000—12 000 Haare, eine Brünette 9000—10 000 und die Rothaarigen sind am geringsten bedacht, sie haben nicht mehr als 7000—8000 Haare auf dem Kopfe. Hieraus ergibt sich, daß die Blondinen das feinste Haar besitzen und dasjenige der Rothaarigen von einer solideren Qualität ist. Damen, die auf einen stärkeren Haarwuchs bedacht sind, müssen vor allem drei Dinge beobachten: das Haar jeden Tag gut bürsten, das Haar so oft wie möglich der Sonne aussetzen und es jeden Monat spitzen lassen, um das Spalten zu verhindern, wodurch das Haar seine Kraft verliert.

Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg.
Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.